

Frau in der Kirche

Helga Melzer, Würzburg *

I. Bestandsaufnahme: Erfahrungen von Ungleichheit in der Kirche

„Gleichberechtigung ist Quatsch!“ Das äußerte einmal, nach ihrer Meinung befragt, Fürstin Gloria von Thurn und Taxis.

Manchen Menschen mag diese Äußerung vielleicht aus der Seele sprechen. Möglicherweise bringen in diesem Sinne auch viele ChristInnen dem Thema „Frau in der Kirche“ nur wenig Verständnis entgegen, weil sie in ihrer Pfarrgemeinde zunächst gar keine Benachteiligungen von Frauen entdecken.

Tatsächlich tragen Frauen einen Großteil des Gemeindelebens: Frauen stellen einen großen oder sogar den größten Anteil der Gottesdienstbesucher dar, es gibt aktive Frauengruppen, Frauen engagieren sich in der Kinder- und Jugendarbeit, im Kommunion- und Firmunterricht, die Pfarrgemeinderäte werden mehr und mehr zu Domänen der Frauen, ganz zu schweigen von den Pfarrbüros und Pfarrhaushalten, die ohnehin von Frauen besetzt sind.

Offensichtlich haben Frauen im großen und ganzen wenig Probleme mit ihrer Pfarrei. Sie werden gebraucht, und für ihre Arbeit werden sie gelobt, dankt man ihnen gerne.

Und scheinbar haben auch die Männer wenig Schwierigkeiten damit, Frauen das kirchliche Terrain zu überlassen – jedenfalls in bestimmten Bereichen, solange wir Frauen dabei gewisse Grenzen nicht überschreiten und alte Rollen-zuweisungen nicht anzweifeln.

Ab und zu stoßen wir an diese Grenzen, und dann beschleicht uns trotz alledem das Gefühl, als Frauen nicht ganz ernst genommen zu werden.

Viele Frauen haben im Laufe der Zeit schon solche Grenzerfahrungen gemacht – und auch meine Lebensgeschichte in dieser Kirche ist geprägt von Erfahrungen dieser Art.

Da mache ich zunächst einmal die Erfahrung, daß ich als Frau in der Kirche als eigenständige Größe oftmals gar nicht bewußt wahrgenommen werde. Ich denke hier also an eine Grenze, die im Bewußtsein der Menschen liegt. Das wird ganz konkret in den vielen Liedern und Gebeten, in denen von den „Brü-

* Der folgende Text zum Thema „Frau in der Kirche“ ist für den mündlichen Vortrag konzipiert und als Missionspredigt am 9. März 1993 in Odenthal, St. Pankratius, gehalten worden. Sein ursprünglicher Verwendungszweck ist in Ausdruck und Stil noch erkennbar. Grundsätzlich habe ich an meiner Darstellung nichts verändert, wenngleich ich mir ihrer Grenzen und Unvollkommenheiten, vor allem hinsichtlich des exegetischen Teiles und der Überlegungen zum Priesteramt, bewußt bin. Meine Ausführungen sind also keine theologische Abhandlung, sondern eine Ermutigung zum geschwisterlichen Miteinander in der Kirche.

dern“ und „Söhnen“ die Rede ist und wir Frauen gar nicht vorkommen. Genauso soll offiziell jede Lesung aus einem neutestamentlichen Brief durch die Wendung „Brüder“ eingeleitet werden. – Wo bleibe da ich als Frau?

Ein anderes Beispiel: Als Mädchen wollte ich sehr gern Ministrantin werden, und ich durfte es nicht. „Die Mädchen sind dazu da, um den lieben Gott in der Schola zu erfreuen“, wurde mir gesagt. Und später als Jugendliche durfte ich in einer Jugendmesse nicht die Lesung vortragen, weil es doch eher einem Jungen zukomme, das Wort Gottes zu verkünden. Hier stieß ich schon früh an eine dieser Grenzen, nämlich die Meinung, daß Frauen, daß Mädchen im Bereich des Altars, im Raum des Heiligen nichts zu suchen haben. Hinter dieser Vorstellung stecken uralte Vorbehalte gegen das Weibliche, deren Wurzeln sicher im Bereich des Sexuellen zu suchen sind. Seit undenklichen Zeiten galt die Frau als Inbegriff des Sinnlichen; sie ziehe durch ihre weiblichen Reize den Mann immer wieder auf die Ebene des Genießerischen herab und halte ihn durch ihre Verführungskünste vom wahren Menschsein ab. Aus Angst vor dieser unheimlichen Macht der weiblichen Sexualität wurde die Frau zum Einfallstor des Bösen überhaupt erklärt. So schloß man sie aus dem Raum des Heiligen, aus dem Bereich des Altars aus. Und unter den Folgen dieser uralten unbewußten Vorstellungen haben Mädchen und Frauen heute noch immer zu leiden, wenn ihnen der Zutritt zum Altarraum verwehrt wird!

Heute nun bin ich katholische Theologin. Aber obwohl ich ein volles akademisches Studium mit Diplom absolviert habe, bleiben mir bestimmte Tätigkeiten in der Kirche verschlossen. Ich kann weder Diakonin noch Priesterin werden. Zu kirchlichen Ämtern habe ich keinen Zugang, und zwar lediglich deshalb, weil ich eine Frau bin. Nun ist aber jede Machtausübung in der Kirche an das Amt gebunden. Das bedeutet, daß uns Frauen von vornherein die Möglichkeit genommen ist, in dieser unserer Kirche als einem sehr wichtigen Lebensraum Entscheidungen mitzutragen; wir haben keine Chance zur Mitbestimmung – und das ist ein ungerechter Zustand! Dabei gibt es theologisch keinen stichhaltigen Grund, der das kirchliche Amt wirklich zwingend nur Männern offenhält. Hier stoße ich an eine sehr deutliche Grenze, was meine Möglichkeiten als Frau in der Kirche angeht.

Solche Erfahrungen, wie die angesprochenen – und ihre Reihe ließe sich noch fortsetzen – lösen Gefühle in mir aus: Gefühle der Verletzung, der Enttäuschung, der Wut, der Ohnmacht...

Und das muß auch einmal gesagt werden dürfen, daß es nicht immer leicht ist, in dieser Kirche Frau zu sein!

Sicher, dieser Unzufriedenheit von uns Frauen wird von amtlicher Seite Rechnung getragen, wie etwa das päpstliche Lehrschreiben „Über die Würde der Frau“ zeigt. Da werden uns Frauen eine eigene Wesensart und eigene Gaben zugesprochen. Aber ich frage mich erstens: Warum meinen Männer, mir als Frau sagen zu müssen, was mein Wesen ist? Und zweitens: Warum kann ich meine mir eigenen Gaben nicht in gleichberechtigter Weise in Kirche und Gottesdienst einbringen?

Unterschwellig wird in uns – wie etwa in Texten und Liedern – immer noch das Bewußtsein wachgehalten, daß wir uns doch eigentlich in einer Männerkirche befinden. Da kann es noch so nett im Volksmund gemeinhin „ladies first“, „Frauen zuerst“ heißen – in dieser Kirche stehen wir Frauen doch in der zweiten Reihe.

Und das wird dann ganz konkret darin, daß uns Frauen die gleichen Rechte, wie sie Männern zukommen, versagt werden. Da können wir die Kirchen noch so zahlreich bevölkern und uns noch so viele Möglichkeiten des Engagements offen stehen – wir stoßen doch letztlich immer wieder an deutliche Grenzen, etwa – wie ich aufzuzeigen versucht habe – hinsichtlich der uns gestatteten Mitwirkung im Gottesdienst oder hinsichtlich der Entscheidungsmöglichkeiten in der Amtskirche.

In dieser Kirche wird man uns Frauen einfach nicht gerecht; wir sind nicht gleichberechtigt. Und darum, meine ich, ist der Ruf nach Gleichberechtigung kein Quatsch!

II. Grundsätzliche Überlegungen: Das Ideal der Geschwisterlichkeit

Der Gleichberechtigung geht es nun, wie das Wort schon sagt, um gleiche Rechte für Mann und Frau: beide müßten in gleicher Weise in der Kirche berücksichtigt werden, beiden müßten dieselben Möglichkeiten offenstehen. Allerdings befinden wir uns mit dieser Forderung noch auf einer rein formalen Ebene.

Gehen wir also einmal eine Stufe tiefer und bedenken das Wesen der Geschlechter an sich sowie ihr Verhältnis zueinander.

Zunächst sehen wir uns der Tatsache gegenübergestellt, daß Mann und Frau von Natur aus nicht gleichartig, sondern grundlegend voneinander unterschieden sind.

Diese Verschiedenheit zeigt sich vor allem in den biologischen Gegebenheiten. Unser Geschlecht ist in unserem Erbgut festgelegt, und eben diese Erbinformationen sind dafür verantwortlich, daß Mann und Frau sich in Körperbau und Statur voneinander unterscheiden.

In einer Zeit, als die Frauen sich in Bildung und Beruf Einlaß in die Männerwelt erkämpften, wurden die Unterschiede zwischen den Geschlechtern gerne auf das Körperliche beschränkt: es gebe nur den sogenannten „kleinen Unterschied“. Vorhandene Differenzen wurden dann ganz auf die Erziehung und gesellschaftliche Rollenvorgaben abgeschoben. „Jungen weinen nicht.“ „Nur Mädchen dürfen mit Puppen spielen.“ In diesem Sinne hat die französische Philosophin Simon de Beauvoir gesagt: „Als Frau wird man nicht geboren, man wird dazu gemacht.“ Daß auf diese Weise gewisse Klischees erzeugt werden, ist sicher richtig. Aber die Folge dieser Sichtweise war eine unfruchtbare Gleichmacherei: indem sie alle Unterschiede nivellierten, glichen sich die Frauen den Männern an.

Mittlerweile haben Frauen begonnen, danach zu suchen, was sie im Unterschied zu den Männern eigentlich ausmacht.

Es gibt mit Sicherheit typisch männliche und typisch weibliche Wesenszüge, die der Erziehung vorausliegen, weil sie dem Menschen mit seinem Geschlecht grundlegend eingeschaffen sind. Unser körperliches Sein – die Fruchtbarkeit und Gebärfähigkeit der Frau, die Zeugungskraft des Mannes – prägt uns ja in unserem ganzen Wesen. Ich will hier kein Schubladen-Denken fördern, indem ich allgemeine Definitionen aufstelle, über *das* Mann-Sein, über *das* Frau-Sein. Aber ich denke, wir alle machen die Erfahrung, daß es gewisse Grundanlagen gibt, die bei Mann und Frau verschieden ausgeprägt sind. So werden dem Mann in der Regel Momente wie Vernunft, Schaffenskraft und Ich-Stärke zugeordnet und der Frau die Gegenpole Gefühl, bewahrende Kraft und Gemeinschaftssinn. Auch wenn das Bild von typisch männlichen und typisch weiblichen Eigenschaften, das dahinter steht, nicht unumstritten ist, so bin ich im Umgang mit Männern und im Austausch mit anderen Frauen doch immer wieder in dieser Einschätzung bestätigt worden. Es sind grundlegende Unterschiede da, die man nicht wegdiskutieren kann.

Wir dürfen jedoch nicht meinen, ganz im Sinne dieser Eigenschaften, die ich genannt habe, festgelegt zu sein. Natürlich kann auch eine Frau abstrakt denken; natürlich kann auch ein Mann gefühlvoll sein. Wir alle haben also solche und solche Wesenszüge in uns, je nach Geschlecht jedoch wahrscheinlich in unterschiedlich starker Ausprägung.

Der Psychologe C.G. Jung nennt die eher männlich besetzten Eigenschaften in uns „animus“ und die eher weiblich besetzten Eigenschaften in uns „anima“. Er kommt zu dem Schluß, daß der Mensch nur dann ganz er selbst werden kann, wenn er die jeweils gegengeschlechtlichen Anteile seines Wesens annimmt, der Mann also seine weiblichen Wesensanteile, die er in sich trägt, und die Frau ihre männlichen Wesensanteile.

Ganz werden, heil werden können wir also nur dann, wenn wir den ganzen Reichtum entdecken, der in uns selbst verborgen liegt.

Dazu brauchen wir offensichtlich das jeweils andere Geschlecht, um von ihm zu lernen. So können wir unsere Verschiedenheiten als eine echte Chance begreifen: Mann und Frau sind ganz offensichtlich so angelegt, daß sie einander bereichern, daß sie sich gegenseitig Hilfe sein können, um zu einem immer volleren Menschsein zu gelangen. Jedes Geschlecht ist radikal ergänzungsbedürftig durch das andere!

Das setzt notwendig die Bereitschaft voraus, auf ein Wertes und Urteilen zu verzichten. Daher will ich es hier einmal ganz klar sagen: Eine Frau ist genauso viel wert wie ein Mann. Die Einsicht in die grundsätzliche Gleichwertigkeit von Mann und Frau ist unverzichtbar!

Die Schriftstellerin Andrea Schwarz drückt diese für beide Geschlechter gegebene Notwendigkeit, voneinander zu lernen, in einem sehr schönen Gedicht aus:

Doch	ich darf teilhaben	darf ich dich einladen
du als Mann	an deiner Logik	zu meinen Gefühlen
bist sehr großzügig	deiner Sachlichkeit	meinen Ängsten
zu mir	deinem Wissen	meiner Spontanität
	deinen Wichtigkeiten	meinen Wichtigkeiten?

Wenn wir aber für die volle Entfaltung unserer eigenen Person der Ergänzung durch das jeweils andere Geschlecht bedürfen, dann braucht doch auch die Kirche beide Geschlechter, um menschlich sein zu können! Die Kirche macht sich ja selbst ärmer, ja sie bleibt unvollständig, wenn sie die eine Hälfte ihrer Gläubigen ignoriert. Letztlich ist es doch auch in der Kirche wichtig, daß Mann und Frau ihre Gleichwertigkeit in ihrer Verschiedenartigkeit anerkennen und ihre Verschiedenartigkeit als Bereicherung und Herausforderung entdecken. Erst wenn wir uns aufeinanderzubewegen, bereit sind, voneinander zu lernen, können wir uns miteinander auf den Weg zu einem erfüllteren Menschsein machen; nur so können wir selbst ganzheitlicher, kann die Kirche menschlicher werden.

In diesem Sinne müßte das Thema „Frau in der Kirche“ eigentlich erweitert werden zu „Mann und Frau in der Kirche“, weil es eben nicht nur die Frauen angeht, sondern genauso die Männer! Was wir daher in der Kirche eigentlich anstreben sollten, ist mehr Partnerschaftlichkeit, eine neue Geschwisterlichkeit im Umgang miteinander.

Dafür brauchen wir die Bereitschaft und den Mut, alte Rollenvorgaben abzulegen. Die Männer müßten dazu bereit sein, ihre in vielen Bereichen unangefochtene Vormachtposition aufzugeben und auch die Frauen zu Wort kommen zu lassen. Und wir Frauen müßten den Mut aufbringen, selber die Zügel in die Hand zu nehmen, auch wenn es viel bequemer ist, selbst keine Verantwortung zu tragen.

Auf diese Weise können Männer und Frauen sich gegenseitig befreien aus den Sackgassen, in die sie im Laufe der Jahrhunderte ohne ihr Gegenüber geraten sind: die Männer kommen weg von einer übertriebenen Männlichkeit, die vor allem auf Härte, Stärke und Macht setzt und die Kirche zu einer hierarchischen, oft gewalttätigen Männerkirche hat werden lassen; und die Frauen werden befreit von einer falschen Weiblichkeit, deren Ideale Unterordnung, Opferbereitschaft und Stillschweigen waren.

Mir scheint, daß die Frauen auf diesem Weg schon weiter sind. Sie sind selbstbewußter als früher, zielstrebig, aktiver, entschlossener. Sie haben begonnen, ihr Leben – auch in der Kirche – selbst in die Hand zu nehmen.

Aber auch die Männer haben schon damit angefangen, ihrer weiblichen Seite näher zu kommen. Es ist heute für sie nicht mehr verpönt, Gefühle zu haben und zu zeigen, sie müssen ihre Härte nicht mehr ständig zur Schau stellen.

Doch Frauen wie Männer sind wir, gerade in der Kirche, noch auf dem Weg, voneinander zu lernen. Dabei sind unsere Einsicht und unsere Lernwilligkeit immer neu herausgefordert. Nur so können wir uns aufeinanderzubewegen,

den Reichtum entdecken, der im jeweils anderen Geschlecht liegt, und selbst immer mehr Mensch werden und unsere Kirche menschlicher, weil partnerschaftlicher gestalten.

Es geht also nicht nur um eine äußere Gleichberechtigung der Frau in der Kirche, sondern darum, daß Mann und Frau in aller Verschiedenheit ihre Gleichwertigkeit und Ergänzungsbedürftigkeit erkennen und eine neue Geschwisterlichkeit verwirklichen.

III. Alttestamentliche Grundlagen

Diese grundsätzlichen Gegebenheiten, die Gleichwertigkeit der Geschlechter und ihre Ergänzungsbedürftigkeit, finden sich auch im Alten Testament in der Paradieserzählung im 2. Kapitel des Buches Genesis ausgedrückt (Gen 2,7.15.18.21–23).

Gott formt Adam aus Ackerboden. Aber Adam ist nach seiner Erschaffung noch nicht perfekt. Es fehlt ihm noch etwas Entscheidendes zu seiner Ganzheit, zur Vollständigkeit seines Wesens, so daß Gott den Entschluß faßt: „Ich will ihm eine Hilfe machen, die ihm entspricht.“

„Hilfe“ ist dabei nicht rein funktional zu verstehen, etwa als Hilfe zur täglichen Arbeit oder zur Erzeugung von Nachkommenschaft. Nein, hier ist eine grundsätzliche Verwiesenheit auf das andere Geschlecht gemeint, ohne das der Mensch nicht zu seinem vollen Menschsein gelangen kann. Und es wird hier auch die Gleichwertigkeit dieser Hilfe, also der Frau, vorausgesetzt, denn sonst könnte sie ja keine Adam *entsprechende* Hilfe sein!

Die Erschaffung der Frau aus der *Rippe* des Adam beschreibt bildlich die besondere Zusammengehörigkeit der Geschlechter. Männliches und Weibliches sind einander nicht fremd. Die Frau ist aus der Herzgegend des Mannes genommen. Und der Jubelruf des Adam – „Das endlich ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch!“ – erinnert an eine alte hebräische Redewendung zur Bezeichnung eines engen Verwandtschaftsverhältnisses: „Wir sind ein Gebein und Fleisch.“

Dieser paradiesische Zustand, der also der Gleichwertigkeit von Mann und Frau Rechnung trägt, wird als ursprünglicher Wille Gottes dargestellt. Das Verhältnis von Über- und Unterordnung zwischen den Geschlechtern wird etwas später erst als eine Folge des Sündenfalls erwähnt. Da sagt Gott erst zu Eva: „Du hast Verlangen nach deinem Mann; er aber wird über dich herrschen.“ Die Unterordnung der Frau läuft also Gottes Schöpferwillen zuwider; sie ist das Ergebnis der Umkehrung, der Pervertierung der Schöpfungsordnung durch die Sünde.

Noch deutlichere Aussagen dieser Art finden sich im Schöpfungsbericht im 1. Kapitel des Buches Genesis (Gen 1,27). Da heißt es: „Gott schuf also den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie.“

Hier ist nicht etwa von einem ersten Menschenpaar die Rede, sondern vom Menschen überhaupt und allgemein.

Ganz klar wird dabei die Gleichwertigkeit von Mann und Frau ausgesagt. Mann und Frau werden gleichermaßen unmittelbar von Gott erschaffen. Beide sind Abbild Gottes. Und beide erhalten auch kurze Zeit später den Auftrag, die Schöpfung mitzugestalten. Das bedeutet also, daß beide die gleiche Würde und den gleichen Wert haben. Es gibt kein Oben und Unten.

Auch die Hinordnung der Geschlechter aufeinander und ihre Ergänzungsbedürftigkeit wird klar ausgesagt: Gott schuf den Menschen als Mann und Frau. Der Mensch besteht also grundsätzlich aus beiden Geschlechtern. Erst Mann und Frau zusammen machen den Menschen aus, nicht einer von beiden allein.

Dieser Satz aus dem Schöpfungsbericht räumt aber noch mit einem anderen, weit verbreiteten Vorurteil auf, daß nämlich Gott ein Mann sei. Dagegen erfahren wir hier ganz klar: Mann und Frau gemeinsam sind Abbild Gottes! Gott birgt diese Ganzheit in sich, zu der Mann und Frau einander erst notwendig ergänzen müssen. Gott ist nicht einfachhin auf eines der beiden menschlichen Geschlechter zu reduzieren!

Es gibt noch viele andere Stellen im Alten Testament, die auch die weibliche, mütterliche Seite Gottes aussagen.

Da wird Gott zum Beispiel öfters als gebärende Frau beschrieben, etwa im Buch Hiob (38,29): „Aus wessen Schoß ging das Eis hervor, des Himmels Reif, wer hat ihn geboren?“

Und zahlreich sind die Stellen, die Gottes Liebe als eine mütterliche, zärtliche und bergende darstellen, so wie es etwa im Buch Jesaja (66,13) heißt: „Wie eine Mutter ihren Sohn tröstet, so tröste ich euch.“

Wie bedeutsam diese mütterliche Seite für Gott ist, zeigt auch der enge sprachliche Zusammenhang der Worte für „Mutterschoß“ und das „Erbarmen“ Gottes, die im Hebräischen auf eine Wortwurzel zurückgehen.

Weiblich sind im Hebräischen auch die Worte für den Geist Gottes (*ruach*), für die wirksame Gegenwart Gottes (*shekinah*) und das Wort Gottes (*torah*).

Die Reihe der Beispiele ließe sich noch beliebig fortsetzen.

Das Alte Testament lehrt uns also, daß Gott übergeschlechtlich ist, und daß erst Mann und Frau zusammen sein Abbild darstellen. Wir finden hier die Gleichwertigkeit der Geschlechter ausgesagt und ihre Verwiesenheit aufeinander zur notwendigen Ergänzung.

So sieht das Ideal aus, dem wir näherkommen müssen.

IV. Neutestamentliche Handlungsmodelle

Zur Zeit Jesu war die Realität weit entfernt von diesem Ideal, wie es sich im Alten Testament findet.

In Palästina, im damaligen Judentum war die Frau dem Mann klar untergeordnet, auch wenn ihre Stellung sicherlich nicht ganz so würdelos aussah, wie

wir uns das vorstellen, wenn wir Verordnungen im Alten Testament, die die Frau betreffen, lesen. Wenn zum Beispiel die Ehefrau ursprünglich dem Besitz des Mannes zugerechnet wurde, heißt das noch lange nicht, daß jeder Jude seine Frau auch tatsächlich wie einen Gegenstand behandelte.

Dennoch war die Frau dem Mann rechtlich klar unterlegen, und wo so etwas möglich ist, kann sie auch in ihrer Gleichwertigkeit nicht anerkannt gewesen sein.

So war die Frau in der Ehe ganz ihrem Mann untergeordnet. Nur der Mann hatte das Recht zur Ehescheidung. Und der Mann konnte ungestraft außer-eheliche Kontakte zu anderen, nicht verheirateten Frauen haben.

Im religiösen Leben war die Frau nicht zum Studium der Tora zugelassen, und im Tempel zu Jerusalem durfte sie nicht weiter als bis zum sogenannten „Vorhof der Frauen“ vordringen.

Im öffentlich-rechtlichen Leben war die Frau deutlich benachteiligt. Auf offener Straße durfte sie nicht mit einem fremden Mann sprechen. Vor Gericht hatte ihre Zeugenaussage kein Gewicht.

So etwa stellen sich die gesellschaftlichen Gegebenheiten zur Zeit Jesu für Frauen dar.

Jesus tritt nicht als der große Sozialrevolutionär auf. Er klagt die Ungleichheit in der Stellung der jüdischen Frau nicht an. Jesus ist Jude, und als solcher bewegt er sich im großen und ganzen im Rahmen der jüdischen Gesellschaft, so wie sie ihm vorgegeben ist.

Aber so, wie die Evangelien ihn uns zeigen, überschreitet er des öfteren gesellschaftliche Grenzen, bricht er herkömmliche Konventionen. In seinem Verhalten läßt er immer wieder spüren, daß Frauen für ihn nicht weniger wert sind als Männer. Dafür läßt sich eine ganze Reihe von Beobachtungen zusammentragen, die das zeigen.

Jesus hatte unter seinen Anhängern auch Frauen, also Jüngerinnen, die ihm folgten. Lukas (8,1–3) zählt einige von ihnen namentlich auf: „Die Zwölf begleiteten Jesus, außerdem einige Frauen, die er von bösen Geistern und von Krankheiten geheilt hatte: Maria Magdalena, ..., Johanna, die Frau des Chuzas, ..., Susanna und viele andere.“

Wir können davon ausgehen, daß die damalige Sprache genauso männlich geprägt war wie unsere Sprache heute. Wann immer darum in den Evangelien von den *Jüngern* Jesu die Rede ist, können wir an eine Anhängerschar denken, die aus Männern und Frauen bestand, die also auch weibliche *Jüngerinnen* miteinschloß.

Besonders hervorgehoben werden die Frauen in der Nachfolge Jesu noch einmal am Kreuz, bei dem sie ausharren, nachdem die männlichen Jünger geflohen sind. Da wird noch einmal von ihnen gesagt, daß sie Jesus vom Beginn seiner Wirksamkeit in Galiläa an begleitet haben, also ständig bei ihm gewesen sind. Wenn sie Jesus nun sogar bis unter das Kreuz folgen, scheuen sie nicht einmal die Leidensnachfolge als höchste Form der Nachfolge überhaupt.

Das heißt, die Frauen sind im echten, im konsequenten Sinne Jüngerinnen Jesu, nicht weniger!

Vor diesem Hintergrund verwundert es auch nicht, daß Jesus ohne Probleme Frauen als positive Beispiele für den Glauben heranziehen kann. Da fällt mir zum Beispiel die arme Witwe ein, die ihren ganzen Lebensunterhalt im Tempel opfert, nichts für sich zurückbehält – und dafür von Jesus lobend hervorgehoben wird (Mk 12,41–44).

Und Jesus ist auch so unkompliziert, in seinen Sinnbildern und Gleichnissen immer wieder auf die Lebens- und Erfahrungswelt von Frauen zurückzugreifen. Ganz bekannt ist da der Vergleich des Reiches Gottes mit einem Sauerteig, der von einer Frau geknetet wird.

In seinem ganzen Verhalten wendet Jesus sich Frauen wie Männern gleichermaßen zu. Er heilt sie, er vergibt Sünden, er sucht Kontakt. Darin drückt sich das Grundlegende seiner Botschaft aus, daß das Reich Gottes allen Menschen unterschiedslos verheißen ist, ohne Ansehen des Geschlechts.

Ich möchte das noch einmal an einem konkreten Beispiel verdeutlichen, nämlich an der Erzählung von der Begegnung Jesu mit einer Syrophönizierin (Mk 7,24–30).

Die gesellschaftliche Barriere zwischen Jesus und der Frau ist in diesem Fall besonders hoch, weil sie eine doppelte ist: die Frau ist keine Jüdin, sie ist Heidin. Die Härte, mit der Jesus ihr begegnet, wird verständlich, wenn man den Hintergrund der Geschichte bedenkt, nämlich die nachösterliche Öffnung der Jesusbewegung hin auf die Heidenmission, die keineswegs selbstverständlich war. Aber ich möchte mich nicht bei diesem Hintergrund aufhalten, sondern den Blick auf die Frau und ihr Verhalten lenken: Sie hat den Mut, gesellschaftliche Grenzen zu überschreiten. Ihre Not macht sie erfinderisch. Ihr Glaube ist stärker als eine verletzte Eitelkeit angesichts der harten Reaktion Jesu.

Und Jesus verhält sich genau so, wie ich es bereits beschrieben habe:

Er läßt die Frau an sich heran und spricht mit ihr.

Er läßt sich von der Frau überzeugen. Das heißt, sie ist für ihn eine gleichwertige Gesprächspartnerin. Er akzeptiert sie und zollt ihrer Argumentation Anerkennung.

Er läßt der Frau am Ende Heil widerfahren, ungeachtet gesellschaftlicher und geschlechtlicher Grenzen. Damit bricht er allgemein anerkannte Tabus.

Insgesamt also nimmt Jesus die Frau ernst. Er benachteiligt sie nicht wegen ihres Geschlechts. In seinem ganzen Verhalten wird deutlich, daß er sie als gleichwertig erachtet.

Diese Haltung Jesu Frauen gegenüber setzt sich in der frühen Kirche fort.

So heißt es beispielsweise in der Apostelgeschichte, daß zusammen mit den Aposteln auch die Frauen, also die Jüngerinnen Jesu, im Gebet verharrten und den Heiligen Geist empfangen.

Überall in den Paulusbriefen finden wir Belege dafür, daß Frauen in den ersten Gemeinden Leitungämter inne hatten. Da ist zum Beispiel Prisca (Röm 16,3), die zusammen mit ihrem Ehemann Aquila in Rom, Ephesus und Ko-

rinth missionarisch tätig ist. Und da ist Phoebe, Diakonin und Gemeindevorsteherin in Kenchräa (Röm 16,1). Und Syntyche und Chloe und Persis und Junia und Apphia und noch so viele andere Frauen!

Am Leben der Gemeinden nahmen Frauen selbstverständlich aktiv teil. Wir erfahren, daß sie auch als Prophetinnen auftraten, und das war das von Paulus am meisten geschätzte Amt.

Die ersten Christen praktizierten also konsequente Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau, weil sie ihre Gleichwertigkeit einsahen. Sie wußten: das Heil, das in Christus gekommen ist, gilt unterschiedslos allen Menschen.

Und so schreibt Paulus im Brief an die Galater (Gal 3,28): „Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr seid alle ‚eins‘ in Christus Jesus.“ Diese neue Gleichheit aller in den ersten christlichen Gemeinden war sicher auch ein Grund dafür, daß gerade Frauen und Sklaven die christliche Bewegung am Anfang getragen haben.

Leider ist das nicht so geblieben. Bei der Ausbildung von kirchlichen Strukturen wurden die Frauen wieder mehr und mehr ins Abseits gedrängt. Schon in das Neue Testament schleichen sich die ersten Redeverboté und Ermahnungen zur Unterordnung ein.

Dafür wurden dann im Laufe der Geschichte (zum Teil sehr alte) Begründungsmuster herangezogen, über die wir heute nur den Kopf schütteln können und die verletzen:

Da heißt es, die Frau sei ja erst *nach* dem Manne erschaffen worden, noch dazu bloß aus seiner Rippe.

Und Eva sei für den Sündenfall verantwortlich und die Frau daher „Tor zur Hölle“ (Tertullian, um 200).

Und Mensch im vollen Sinne sei nur der Mann, die Frau dagegen ein defizitäres Wesen.

Und die Unterordnung der Frau sei „ein von Gott selbst erlassenes Grundgesetz“ (Pius XI.).

Statt der Gleichwertigkeit der Geschlechter hat man immer wieder einen vermeintlichen Wesensunterschied behauptet.

Und so wurden dann auch 2000 Jahre Kirchengeschichte auf diese Weise gestaltet. Die Kirche wurde zu einer reinen Männerkirche, in der die Frauen nichts mehr zu sagen hatten.

Aber die Männer bezahlten ihre Machtposition auch mit einer Einseitigkeit, weil sie sich durch den Ausschluß der Frauen selbst eines wesentlichen Teiles ihres Menschseins beraubten.

Eines ist jetzt, so denke ich, klar geworden: Dieser Verlauf der Kirchengeschichte entspricht nicht dem Willen Gottes, wie er in der Schöpfung grundgelegt ist, wie auch Jesus ihn verwirklicht hat und wie die ersten Christen ihn umgesetzt haben.

Darum müssen wir uns heute auf die Anfänge unseres Glaubens besinnen, wenn es uns um Gleichberechtigung geht, um eine neue Geschwisterlichkeit im Umgang von Mann und Frau. Egal, was die Kirchengeschichte uns an ver-

meintlichen Vorgaben macht – auf diese Grundlage können wir uns guten Gewissens berufen.

Aber was fangen wir nun mit diesem Wissen um die Grundlagen an, in einer Kirche, die doch noch so weit entfernt ist vom Ideal gleichberechtigter Geschwisterlichkeit?

V. Praktische Konsequenzen

Wir Frauen haben zunächst die Möglichkeit, daß wir resigniert aus der Kirche austreten, weil wir in ihr keinen Lebensraum finden. So reagieren zur Zeit viele Frauen; wir sprechen vom „lautlosen Auszug der Frauen aus der Kirche“. Gut, auf diese Weise können wir auf die gegebenen Mißstände aufmerksam machen, ein sichtbares Zeichen setzen, ein Warnsignal geben.

Aber wenn wir Frauen gehen: Wer soll dann noch etwas bewegen? Dann überlassen wir die Kirche ja ganz den Männern und nehmen uns selbst die Chance, an Veränderungen mitzuarbeiten.

Wir haben die Wahl, zu gehen oder auszuharren. Welchen Weg wollen wir nehmen? *Ich* habe mich dafür entschieden, dabeizubleiben, weil mir etwas an dieser Kirche liegt.

Das Ausharren in der Kirche ist jedoch nicht leicht. Viele Frauen, die in der Kirche bleiben, resignieren daher trotzdem.

Aber wenn wir in diesem Sinne nur noch immerfort über alle Ungerechtigkeiten klagen, über alle Mißstände lamentieren, dann lähmt das unsere ganze Tatkraft. Oder wenn wir im Gegenzug den Männern in dieser Kirche gegenüber feindselig werden, den Spieß einfach umzudrehen versuchen, dann machen wir ein echtes Miteinander unmöglich.

Wir haben die Wahl, zu resignieren oder hoffnungsvoll zu kämpfen. *Ich* habe mich dafür entschieden, nicht nur dabeizubleiben, sondern auch die kleinen Schritte zur Veränderung zu unternehmen, die mir möglich sind, um so an der Vermenschlichung dieser Kirche mitzuarbeiten.

Doch was kann man nun konkret in den Gemeinden tun?

Zunächst können alle mithelfen, das Bewußtsein der Menschen zu schärfen für die Gleichwertigkeit von Mann und Frau. Das ist das erste und grundlegendste überhaupt. Denn nur von diesem Bewußtsein aus können auch Schritte zur faktischen Gleichberechtigung unternommen werden. Wir haben die Bibel und die Ursprünge unseres Glaubens auf unserer Seite. Also brauchen wir auch nicht zu zögern, unsere Meinung zu vertreten, und brauchen uns nichts gefallen zu lassen! Wir sollten auf Benachteiligungen von Frauen aufmerksam machen, wo wir welche sehen! Wir sollten auch andere sensibel für das Ideal der Geschwisterlichkeit machen, das in unserem Glauben enthalten ist! Dazu sollten alle Möglichkeiten der Vermittlung genutzt werden! So könnte etwa einmal eine Nummer des Pfarrbriefs dieser Sache gewidmet werden!

Und dann kann konkret versucht werden, gleiche Rechte für Männer und Frauen zu schaffen, soweit es bis jetzt möglich ist. Man könnte einmal schauen, wieweit im kirchlichen Leben einer Pfarrei Frauen präsent sind und wo noch Defizite bestehen. Manche Gemeinden haben ja schon Ministrantinnen, Lektorinnen, Kommunionhelferinnen – das ist schon sehr ermutigend.

Wenn ich damit sage, daß Frauen sich auch in die herkömmlichen Männerdomänen Einlaß verschaffen sollten, dann meine ich damit aber nicht, daß wir Frauen uns zu schade sein sollten, trotzdem für den Basar zu basteln und für das Pfarrfest einen Kuchen zu backen. Auch die eher traditionellen Frauentätigkeiten in den Gemeinden sind wertvoll, genauso wie alle anderen Formen der Mitarbeit. Das Bemühen um Gleichberechtigung soll den Frauen lediglich prinzipiell alle Möglichkeiten offenhalten, so daß sie frei nach ihren Neigungen entscheiden können und nicht schon von vornherein auf bestimmte Aufgaben festgelegt sind.

Bei all dem ist es wichtig, daß hier die Männer genauso wie die Frauen gefragt sind.

Ich kann die Männer nur ermuntern, hier mitzuhelfen und die Frauen in ihren Bemühungen zu unterstützen.

Sie sollten keine Scheu haben, von den Frauen zu lernen und in klassische Frauendomänen einzubrechen. So finde ich es zum Beispiel ganz toll, wenn auch Väter etwa einen Kindergottesdienst mitgestalten oder mit zur Kindersegnung kommen.

Aber ich denke, man kann noch mehr tun. Warum geben Männer nicht einmal ihrem Herzen einen Stoß und kommen auch zum Kirchenputz, anstatt das nur den Frauen zu überlassen?

Ein Wort möchte ich auch noch zum leidlichen Problem unserer so männlich geprägten Sprache sagen.

Was die Anrede „Brüder“ angeht, mit der jede Lesung aus einem neutestamentlichen Brief eingeleitet werden soll, so finde ich es gut, wenn die Lektoren und Lektorinnen diese Formel durch „Brüder und Schwestern“ ersetzen. Wie gehen wir aber am besten mit den vielen Liedern um, die Worte wie „Brüder“, „Söhne“ und so weiter enthalten? Manchmal ist es möglich, die betreffenden Worte durch „Christen“, „Kirche“ o. ä. zu ersetzen. Aber ich denke, auch Lieder, bei denen das nicht möglich ist, kann ich mitsingen. Es ist gut, grundsätzlich das Bewußtsein für sprachliche Engführungen wachzuhalten, ohne dabei fanatisch zu werden.

Denn letztlich geht es doch um etwas viel Tieferes, nämlich daß Männer und Frauen in den Gemeinden anfangen, einander Raum zu geben, voneinander zu lernen und in Geschwisterlichkeit miteinander zu leben. Nur wenn wir das schaffen, kann sich auch im Großen der Kirche etwas ändern.

Nun kann man natürlich sagen: Ach, wir an der Basis hier können doch sowieso machen, was wir wollen. Wirklich ändern wird sich „da oben“ nie etwas. Das denke ich nicht! Und hier und da sind auch schon kleine Schritte unternommen worden, die wegweisend sind.

So zeigen doch schon die zunehmende Kritik und Sensibilität für das Thema „Frau in der Kirche“ einen Aufbruch an.

Daß einzelne Gemeinden an der Basis eigene Wege gehen, indem sie zum Beispiel Ministrantinnen zulassen, ist doch schon einmal ein Anfang.

An den Universitäten geschieht viel an Bewußtseinsbildung. Das Problem unserer so männlich geprägten Sprache ist vor allem hier benannt worden. Nur ist der Weg von den Universitäten in die Gemeinden recht lang.

Es gibt genügend Professoren, die es beim Namen nennen, daß theologisch kein zwingender Grund besteht, das Priesteramt an das männliche Geschlecht zu binden. Das Argument, nur ein Mann könne Stellvertreter Christi sein, ist nicht haltbar, weil das Mannsein Jesu für das, was er uns bedeutet, unerheblich ist. Christus ist heute in ungeschlechtlicher Weise in unserer Mitte gegenwärtig, nämlich in Brot und Wein, in seinem Wort, in den Armen. Nur um Mensch zu werden, mußte sich Gott vor 2000 Jahren eben für eine geschlechtliche Identität entscheiden, anders ging das nicht. Nach dem Zweiten Vaticanum sind wir alle durch Taufe und Firmung zur Teilhabe am Priesteramt Christi berufen und zur Glaubensverkündigung befähigt – und es gibt keinen Grund, vor der Weihe einen Trennstrich zu ziehen, der die Frauen ausschließt. Nur denkt die Theologie hier schneller, als das Lehramt reagiert.

Aber es macht doch schon einmal Hoffnung, wenn die Deutsche und auch die Schweizer Bischofskonferenz für das Diakonat der Frau eintreten; oder wenn die bundesdeutschen Bischöfe 1981 verlauten ließen: „Die Kirche soll Modell für das gleichwertige und partnerschaftliche Miteinander von Männern und Frauen sein“; oder wenn Weihbischof Ernst Gutting von Speyer (1987) der Kirche als „Offensive gegen den Patriarchalismus“ eine gesellschaftliche Vorreiterrolle zusprechen will.

Was wir dabei brauchen, ist Geduld, ein langer Atem und das Vertrauen, daß der Heilige Geist in dieser Kirche wirkt.

Die Geschichte lehrt uns, daß die Kirche lernfähig geblieben ist und Fehler von gestern zugeben kann. Das sollte uns auch für die Zukunft Hoffnung geben.

So wurde zum Beispiel Teresa von Avila vom damals zuständigen Nuntius „eine unbelehrsame Vagabundin“ genannt, „widerspenstig und verstockt, die unter dem Deckmantel der Frömmigkeit schlechte Sachen erfindet“. Und nur vierzig Jahre nach ihrem Tod wurde sie heilig gesprochen! Und heute ist sie offiziell als Kirchenlehrerin anerkannt!

Was wir brauchen, ist ein langer Atem! Und so lange müssen wir die Spannung ertragen, zwischen unserem Anspruch und unseren Versuchen, ihn immer wieder in kleinen Schritten in unserem Lebensumfeld zu verwirklichen, und der Wirklichkeit, wie sie Amtskirche uns heute vorgibt.

Was wir tun können, ist, daß wir uns – Männer und Frauen – gemeinsam auf den Weg machen zu einer geschwisterlichen Kirche, in der Hoffnung, daß das Bewußtsein der Gleichwertigkeit von Mann und Frau und eine entsprechende Umsetzung in unseren Gemeinden auch einmal eine institutionelle Gleichberechtigung nach sich ziehen wird.

Die Zeit scheint dafür noch nicht reif zu sein. Aber Kirche kommt über kurz oder lang nicht daran vorbei, Geschichte zu bereinigen und Recht zu schaffen.

Schließen möchte ich mit einem Text von Andrea Schwarz, den ich sehr ehrlich und zugleich ermutigend finde.

„Ja, es ärgert mich gewaltig, daß ich als Frau in der katholischen Kirche weder Diakon noch Priester werden kann. Trotzdem – ich will darüber nicht nur klagen und jammern; ich will endlich ins Handeln kommen. Ich persönlich mag nicht mehr über die Situation der Frau in der Kirche *reden*, ich will Frau in dieser Kirche sein. Oder vielleicht richtiger: Ich möchte Mensch in dieser Kirche sein – als Frau.

Dazu muß ich mir klar werden darüber, wer ich bin, wer ich sein möchte, was ich kann...und genau das möchte ich gerne in diese Kirche und in diese Gesellschaft einbringen: meine Logik und meine Stärke, meine Verwundbarkeit und meine Ideen, meine Kreativität und meine Nachdenklichkeit, meine Zärtlichkeit und meine Träume, meine Grenzen und meine Fähigkeiten...

Auf irgend etwas von all dem zu verzichten, hieße, unsere Kirche und unsere Welt ärmer zu machen. Für einiges scheint derzeit noch kein Platz zu sein. Aber das entmutigt mich nicht. Träumen davon, was möglich sein könnte – aber gleichzeitig auch das tun, was jetzt schon möglich ist... und das ist nicht wenig.

Ich will (...) Mensch (...) in dieser Kirche und in dieser Gesellschaft sein, so wie ich bin... egal, ob das, wie ich bin, weiblich oder männlich besetzt ist. Ich möchte ich sein können, Mensch werden, Mensch sein.“